Zeitschrift: Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences
Herausgeber: Swiss Society of the History of Medicine and Sciences
Band: 35 (1978)
Heft: 1-2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen

1. Huldrych M. Koelbing, *Arzt und Patient in der antiken Welt.* Reihe: Die Bibliothek der alten Welt. Artemis Verlag, Zürich und München 1977. 240 S. Leinen Fr. 48.–.

Es hängt mit den Bemühungen der gegenwärtigen Forschung um die Erhellung sozialer Strukturen zusammen, daß die Beziehung Arzt–Patient–Publikum im letzten Jahrzehnt in zahlreichen Publikationen in den Vordergrund des Interesses gerückt ist. Für die antike Welt, im besondern für die klassische Antike, wurde dies noch nie mit solcher Konzentration und solchem Erfolg versucht wie in diesem Buch.

Die ersten zwei Kapitel, in denen der Verfasser die magisch-dämonistische Krankheitsauffassung an dem Material der Medizin der Primitiven bzw. der alten Hochkulturen in ihren wesentlichen Ausdrucksformen entwickelt und den Arzttypus des Medizinmannes bzw. des Priesterarztes herausstellt, dienen als wirkungsvolle Exposition. Denn so wird der Hintergrund gewonnen, von dem sich die Säkularisierung und die Entwicklung unserer wissenschaftlichen Medizin im 5. Jahrhundert v. Chr. effektvoll abhebt. Auch zwei weitere Kapitel erfüllen denselben Zweck: in seinen Ausführungen über die homerische Zeit scheidet Koelbing den ärztlichen Demiourgen der Odyssee von den heilkundigen Heerführern und Helden der Ilias; in dem «Asklepios» überschriebenen Kapitel zeigt er in der Nachfolge von R. Herzog und E. J. und L. Edelstein das Werden und den Betrieb einer von Priestern geformten Tempelmedizin, die im Laufe der Entwicklung in eine nachchristlich sakrale Psychotherapie mündet.

Der zentrale Teil des Buches gilt naturgemäß der Darstellung der hippokratischen Medizin. Hier besonders wird ein Vorzug von Koelbings Darstellungsweise manifest: eine ausgezeichnete Disposition, die dadurch, daß sie die richtigen Schwerpunkte setzt und die richtigen Maße anwendet, den Leser in vorbildlicher Weise führt. Dabei wird aus einer Unsumme neuerer und älterer Literatur das Wertvolle und Bleibende mit sicherem Griff und durchaus selbständigem Urteil zur Grundlage der Darstellung gemacht. Auf die Entwicklung der theoretischen Vorstellungen folgt die Darstellung des hippokratischen Arztes in seinem Verhältnis zum Patienten. Dabei treten Parallelen zu Problemen der Gegenwart ebenso eindringlich hervor wie der in vielen Einzelzügen deutliche Gegensatz zu den Auffassungen und Einsichten, die seitdem gewonnen wurden. Gerade in Übereinstimmung und Gegensatz dieser Art liegt die hohe Aktualität dieses

Buches, die nirgends gesucht wird, sondern sich mit großer Unmittelbarkeit von selbst ergibt. Einen hohen Grad von Anschaulichkeit und Lebendigkeit erhält das Buch durch eine Reihe mit sicherem Griff ausgewählter Textstellen, vor allem aus dem Prognostikon, den Epidemien und den chirurgischen Schriften.

Einen Höhepunkt des Buches stellt das Kapitel über die hippokratische Ethik dar. In ihm wird der Begriff der Techne als einer wissenschaftlich begründeten Kunst herausgearbeitet. Dadurch erhält der hippokratische Arzt als «kunstverständiger Fachmann gegenüber dem demiourgos der Odyssee, dem nützlichen Berufsmann» neue Dimensionen. Bei deren Auslotung vermeidet Koelbing mit Bedacht jedes Klischee; gerade dadurch, daß er (immer quellennah) dem «guten Arzt» den «schlechten» gegenüberstellt, wird seine Darstellung so wirklichkeitsnah.

Den hippokratischen Eid stellt Koelbing unter Heranziehung der maßgeblichen Literatur in seinen historischen Rahmen. Dadurch erhält das hippokratische Abtreibungs- und Tötungsverbot als eine Setzung neuer Normen erst seine richtige Bedeutung. Denn in der antiken Gesellschaft wurden Abtreibung ebenso wie Selbstmord toleriert. Vor diesem historischen Hintergrund entwickelt der Verfasser seine eigene wohlausgewogene und differenzierte Stellungnahme zu der aktuellen Problematik von Fristenlösung und Euthanasie bzw. Sterbehilfe. Sie zeigt eindrucksvoll, wieviel Hilfe und Klarheit der moderne Arzt aus der Kenntnis der historischen Bezüge schöpfen kann.

Das gilt auch von den Kapiteln, in denen der Verfasser die schwierige Frage der Stellung des Arztes in der griechischen Polis sowohl der klassischen als auch der hellenistischen Zeit erörtert. Dabei nimmt Koelbing Temkins Auffassung von zwei Arzttypen, eines wissenschaftlich gebildeten Arztes und eines routinierten Empirikers, auf und zeichnet mit sicheren Strichen die Wettbewerbssituation in den griechischen Städten. Die wichtige Frage, ob die Institution des antiken Gemeindearztes eine Art unentgeltlichen staatlichen Gesundheitsdienstes darstelle, wird im Sinne der Untersuchung Cohn-Haffts negativ beantwortet. Wenn Koelbing dabei die Wartegeldpraxis von Schweizer Gemeindeärzten in die Debatte einbezieht, zeigt dies, wie erhellend er Gegenwartsbezüge einzusetzen weiß. Im selben Kapitel geht er auch den schwierigen Fragen nicht aus dem Wege, die sich aus Platons Staatsschriften ergeben. Anders als Cohn-Hafft und Kudlien sieht er in dem Sklavenarzt nicht «eine literarische Erfindung, geschaffen sozusagen als dunkler Hintergrund, von dem sich das medizinisch-pädagogische Wirken des eigentlichen Arztes um so heller abheben kann» (S. 150); auch hier will Koelbing das Klischee vermieden wissen, wenn er abschließend realitätsnah von einem «bunten Spektrum» spricht, das «vom medizinisch gebildeten Privatier über den

umfassend kunstverständigen, wissenschaftlichen Arzt, den routinierten simplen Praktiker, den Sportlehrer, den Steinschneider, die Hebamme und den Heilmittelkrämer (pharmakopôlos) bis zum Scharlatan in seinen verschiedenen Sparten» reicht.

Auch bei der Darstellung des Arztes in der hellenistischen Welt zeigt sich die Konzentration des Verfassers auf die wesentlichen Phänomene erfolgreich wirksam. Es wird deutlich, wie nun das heute so relevante Problem von Grundlagen- und angewandter Forschung in der Arbeit hellenistischer Ärzte hervortritt. Koelbing behandelt hier die Anfänge von Sektion, Vivisektion, geht auf die Lehren der Empiriker und Dogmatiker ein und legt den richtigen Schwerpunkt auf die Spezialisierung der Medizin dieser Zeit. In den Schlußkapiteln über die Medizin in Rom rückt neben bodenständiger Hausmedizin und Fragen der Rezeption griechischer Medizin vor allem die vehemente Kritik in den Blickpunkt, wie sie u. a. Plinius an dem Machtstreben, der Geldgier und der Unzuverlässigkeit der Ärzte übte. Daß sich in einer Zeit, in der sich Medizingeschichte allenthalben in wissenschaftstheoretische Spekulationen aufzulösen scheint, ein Buch dieser Art geschrieben werden konnte, ist Freude und Beruhigung zugleich. Erna Lesky

2. *Albrecht von Hallers Briefe an Auguste Tissot 1754–1777.* Herausgegeben von Erich Hintzsche. Verlag Hans Huber, Bern/Stuttgart/Wien 1977. 535 S., 3 Abb. Gebunden Fr. 128.–.

Ein stattliches und einzigartiges Quellenwerk zu Hallers Leben und Persönlichkeit! Es enthält 462 Briefe Hallers in französischer Sprache und die entsprechenden Tissots in deutscher Paraphrase. Erich Hintzsche, der große Haller-Forscher, hat fünf Jahre seines Lebens an diesen Band gewandt. Sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen: Knapp vor seinem Tode konnte er ihn fertigstellen und damit seiner 35jährigen Haller-Forschung ein würdiges Ende setzen. Hintzsches Helfer, seine Frau Hilde, E. Weibel und vor allem sein Schüler Urs Boschung – von ihm stammt das vorbildlich angelegte Register –, haben das Manuskript druckfertig gemacht, der Hans-Huber-Verlag ihm seine bewährte Kunst typographischer Gestaltung widerfahren lassen.

Briefwechsel wie der vorliegende, der genau das letzte Drittel von Hallers Leben (1754–1777) umfaßt, sind für den Historiker eine gar nicht hoch genug einzuschätzende Quelle. Sie erschließt ihm unmittelbar die Wirklichkeit des Lebens, hier die eines Gelehrten- und Burgerlebens, in der ganzen Breite seiner Agenden und dem ganzen Reichtum seiner Beziehungen. Da es sich bei Haller um eine internationale Persönlichkeit handelt, so spiegelt sich in diesen Briefen die Welt der Aufklärungsmedizin mit ihren großen Figuren, Boerhaave und sei-

nen Schülern, John Pringle in London, Gerard van Swieten und Anton de Haen in Wien, den großen Franzosen, d'Alembert, Diderot, Boissier de Sauvages, Bordeu, La Mettrie, den Italienern Fontana, Caldani, Morgagni, den Schweden Linné und Rosén, um nur diese zu nennen, in einer Lebendigkeit ohnegleichen wider. Man erfährt von der Entstehung ihrer Werke (natürlich auch der Hallers), nimmt an der Urteilsbildung Hallers über sie teil, erfährt von den Freundschaften und Spannungen, die in der europäischen Gelehrtenwelt bestehen, und erlebt unmittelbar die großen Probleme, die diese Welt bewegen: den Kampf um Hallers Lehre von der Sensibilität – jene von der Irritabilität erscheint ihm ohne Widerspruch akzeptiert – und den Kampf um die Inokulation der Pocken. Daneben gewinnen aber auch die vielen kleinen Streitigkeiten Profil, die die Physiologen und Kliniker der Zeit auf das eifrigste beschäftigen. Mit einem Wort: jeder Historiker der Aufklärungsmedizin wird dieses Quellenbuch zur Hand nehmen müssen und überrascht sein über die Fülle von Antworten und neuen Fragestellungen, die es ihm eröffnet.

Dabei wird er von sicherster Hand geleitet. In dem Einleitungskapitel «Die Korrespondenten» stellt Hintzsche Haller und Tissot, den Lausanner Gelehrten und weithin berühmten Arzt, mit prägnanten Strichen vor. Jeder von beiden hat auf seine Weise Hintzsche bei der Edition Schwierigkeiten bereitet: Haller durch die Unleserlichkeit seiner Handschrift, Tissot durch den Mangel eines Datums seiner Briefe. Man muß Hintzsches Editionsumsicht besonders dankbar sein, daß er nach dem Editionsteil (S. 25–475) die wichtigsten Selbstzeugnisse aus Hallers Briefen über seine Lebensführung, seine Wesensart, Arbeitsmethodik, sein Urteil über die Medizin seiner Zeit, über Forschung, Familie und Altersjahre in einem Anhang zusammengestellt hat. Dieser setzt für den künftigen Biographen Hallers die richtigen Akzente und erschließt eine einzigartige Quelle, ohne die eine kritische Erforschung von Hallers vielschichtiger Persönlichkeit undenkbar ist. Von dem vielen Neuen, das in diesem Briefwechsel zutage tritt, ist vielleicht das Überraschendste die Tatsache, in welchem Maße der als Theoretiker in der Wissenschaftsgeschichte abgestempelte Begründer der Anatomia animata praktischer Arzt gewesen ist, der in vielen dieser Briefe nicht nur seine eigene Krankengeschichte schreibt, sondern auch von seiner ausgedehnten Konsiliarpraxis berichtet. Jetzt erst wird es möglich sein, eine fundierte Pathographie von Hallers Alters-, im besonderen seiner Todeskrankheit zu schreiben. Auch wird Hallers politisches Engagement im Berner Staatsdienst erst in ganzer Breite verständlich, wenn man die in dieser Korrespondenz gebotenen Briefstellen gelesen hat.

Dieses Buch kann man nicht anders aus den Händen legen als mit dem Gefühl tiefer Dankbarkeit: Dankbarkeit für die Leistung des mit dem Tode ringenden

Herausgebers und höchste Achtung vor jener Gesinnung, die diesen Briefwechsel in der Berner Burgerbibliothek erhalten und seine Veröffentlichung mit Unterstützung der Burgergemeinde Bern und des Schweizerischen Nationalfonds durchgeführt hat. Der 200. Jahrestag des Todes von Albrecht von Haller konnte kaum ein würdigeres Denkmal finden. Erna Lesky

3. Erna Lesky, *The Vienna Medical School of the 19th Century*. The Johns Hopkins Univ. Press, Baltimore 1976. XV + 604 S., 100 Ill.

Es ist außerordentlich zu begrüßen, daß die 1964 auf deutsch erschienene meisterhafte Darstellung Erna Leskys nun auch auf englisch und durch die neuesten Bibliographien ergänzt vorliegt. Erna Lesky beginnt ihre Untersuchung des Wiener medizinischen 19. Jahrhunderts mit zwei Rebellen, die am Anfang der Periode stehen: Gall und Johann Peter Frank. Der erste Abschnitt behandelt die eher trüben dreißig Jahre der Wiener Schule in der Restaurationsatmosphäre von J. A. von Stifft. (Jeder der größeren Abschnitte in diesem Buch ist nach Spezialitäten unterteilt, innerhalb deren die individuellen Leistungen geschildert werden.) Natürlich sind diese dreißig Jahre nicht mit den glanzvollen Jahren der ersten Wiener Schule zu vergleichen, aber es wurde doch Tüchtiges geleistet, z. B. in der Chirurgie, und Vorbildliches auf solchen Gebieten wie Pädiatrie, Geburtshilfe oder Ophthalmologie. Der zweite Abschnitt ist den nächsten dreißig Jahren, d. h. vor allen Dingen der zweiten Wiener Schule gewidmet, zu deren Charakterisierung es genügt, einige Namen zu nennen wie Rokitansky, Skoda, Hebra, Türck, Lorinser, Semmelweis, Arlt, Heller, Brücke, Schroff oder Sigmund. Der Aufstieg der Schule ist der Geschicklichkeit und der Einsicht des Barons Ludwig von Türkheim, der Vizedirektor des Medizinalwesens war, zu verdanken. Der dritte große Abschnitt des Buches ist dem letzten Drittel des Jahrhunderts gewidmet. Einige seiner organisatorischen Probleme, wie z. B. das der Überfüllung mit Studenten, muten uns sehr zeitgemäß an. Dieser Abschnitt ist ausgefüllt vom Übergang von der Spitalmedizin zur Laboratoriumsmedizin. Obwohl auf dem Gebiet der inneren Medizin Großes geleistet wurde (H. von Bamberger, Nothnagel), auf dem Gebiet der Chirurgie durch Billroth und seine Schule (Wölfler, Gussenbauer, Mikulicz-Radecki) geradezu Einzigartiges, so denkt man doch, wenn man auf diese Jahrzehnte zurückschaut, vor allen Dingen an die Entwicklung der Spezialitäten. Hier war Wien ja international führend. Man denkt etwa an die Psychiatrie mit Krafft-Ebing, Wagner-Jauregg, Freud, an die Neurologie mit M. Benedikt oder H. Obersteiner, an die Pädiatrie mit Escherich und Pirquet, an die Otologie (Politzer), die Ophthalmologie (Fuchs, Koller), die Urologie mit Dittel und Nitze und nicht zuletzt an die Röntgenologie mit L.

Freund, Holzknecht und Kienböck. Über dieser Fülle von Erfolgen vergißt man zu leicht die enormen Leistungen, die auch auf dem Gebiet der theoretischen Fächer erbracht wurden wie in der Physiologie (Mach, Breuer, Fleischl von Marxow, Biedl), Experimentalpathologie (S. Stricker, S. von Basch), pathologischen Chemie (E. Freund), pathologischen Anatomie-Bakteriologie-Immunologie (Paltauf, Weichselbaum, Ghon, C. Sternberg). Es ist logisch, daß die Autorin ihr Buch mit einer Geschichte der Medizingeschichte in Wien abschließt, für die bereits 1850 ein Lehrstuhl errichtet wurde.

Es ist absolut bewundernswert, was für eine Materialfülle die Verfasserin auf 600 Seiten vorlegt. Ganz abgesehen von dem hervorragenden Text noch die Bibliographien am Ende jedes Kapitels und die Fußnoten, alles belebt durch 56 Seiten Illustrationen. Dies ist nicht nur Wiener Medizingeschichte, dies ist ein einmaliger Beitrag zur europäischen Medizingeschichte und zur Geschichte der Spezialitäten. Hier werden wir nicht nur mit der Entwicklung der medizinischen Wissenschaft und Praxis, sondern auch mit Fakultätspolitik (Rokitansky wie Brücke waren gute Empirebuilders) und Regierungsmaßnahmen vertraut gemacht. In Anbetracht der Überfülle des Stoffes ist es verständlich, daß sich Erna Lesky strikte auf das 19. Jahrhundert beschränkt, weder Rückblicke ins 18. Jahrhundert noch Ausblicke ins 20. Jahrhundert gibt, wo ja eine Reihe ihrer Helden bedauerlicherweise in den zwanziger Jahren ökonomische, in den dreißiger Jahren rassische Emigranten werden mußten.

Unter den zahlreichen sympathischen Aspekten des Buches berührt es mich besonders sympathisch, daß die Verfasserin noch die Courage hat, auch Werturteile auszusprechen. Gewisse Historiker möchten uns dies verbieten, mit der Berufung darauf, daß alles eben «aus dem Zeitgeist heraus verstanden» werden müsse. Ich finde, daß wir damit einen wichtigen Teil unserer Aufgabe als Medizinhistoriker vernachlässigen. Mißerfolg bleibt Mißerfolg und Unsinn bleibt Unsinn, auch im Rahmen des Zeitgeistes. Verstehen heißt nicht verzeihen.

Das Erscheinen dieses Buches in englischer Sprache sollte uns alle daran erinnern, immer wieder zu diesem Klassiker zu greifen, der uns immer wieder helfen und bereichern wird. Erwin H. Ackerknecht

4. José de Acosta, *Historia natural y moral de las Indias* (Sevilla 1590). Facs.-Druck, Albatros Ediciones, Valencia 1977. Mit Appendix und Anthologie von Barbara G. Beddall. 129 + 568 S.

Dieser Faksimile-Nachdruck der berühmten, 1590 erschienenen Schrift über «Natur und Sitten der Indianer» des prominenten Jesuiten (und Maranen) Pater José de Acosta ist von besonderem Wert durch eine auch in Englisch gebotene Ein-

leitung von Barbara G. Beddall, durch die von ihr verfaßten Listen der bei Acosta genannten südamerikanischen Pflanzen und Tiere, und durch eine kurze «Anthologie», das heißt zwanzig Seiten einer englischen Übersetzung der wichtigeren Stellen. Da Acosta hauptsächlich an Naturgeschichte interessiert war, ist seine Arbeit besonders wichtig für Wissenschafts- und Medizinhistoriker. Er ist übrigens auch der Erstbeschreiber der Bergkrankheit. Was nicht heißen soll, daß die späteren Bücher seines Buchs (5, 6 und 7), welche sich mit der Religion der Indianer inklusive Kalender und Konfessionstechniken, ihren Herrschaftsformen und ihrer Geschichte beschäftigen, nicht auch von großem Interesse sind.

Erwin H. Ackerknecht

5. Bento P. M. Schulte und Lambertus J. Endtz, *A Short History of Neurology in the Netherlands,* no publ., Amsterdam 1977. X + 53 S., 48 Ill.

Diese kleine Festgabe zum 11. Internationalen Kongreß für Neurologie in Amsterdam 1977 gibt erst auf zehn Seiten einen kurzen Überblick über die ruhmreiche Geschichte der Neurologie in Holland von Schroeder van der Kolk, Donders, Winkler, Jelgersma bis Bolk, Kappers und Magnus. Neurologie ist hier im breiteren (USA) Sinne gebraucht und schließt auch Neuroanatomie, Neurophysiologie, klinische Neurologie, Neurochirurgie und Neuropsychiatrie ein. Zu diesem Überblick sei bemerkt, daß die Feststellung, daß in Deutschland die Neurologie aus der Psychiatrie und nicht aus der inneren Medizin hervorging, nicht mit den Tatsachen übereinstimmt, wie die Namen Romberg, Erb und Strümpell eindeutig zeigen. Es werden dann etwa 50 Bilder aus der Geschichte und Vorgeschichte der holländischen Neurologie gezeigt und kommentiert. Auf kleinem Raum ist hier eine Menge interessantes Material zur Geschichte der Neurologie zusammengebracht worden.

Erwin H. Ackerknecht

6. Florian Tennstedt, *Geschichte der Selbstverwaltung in der Krankenversicherung.* Verlag der Ortskrankenkassen, Bonn 1977. 264 S., 16 Abb.

Die Geschichte der deutschen Sozialversicherung, die auch für den Medizinhistoriker außerordentlich wichtig ist (Sigerists Serie von 1943 «From Bismarck to Beveridge» blieb leider bei Nummer 1 stecken), ist leider sehr lückenhaft. Darum ist dieser Beitrag von Prof. Tennstedt, der sich mit dem wichtigen Problem der Selbstverwaltung in der Krankenversicherung und deren gesetzlichen Verankerungen befaßt (er ist bereits auch mit einer Sozialgeschichte der Sozialversicherung im *Handbuch für Sozialmedizin,* Bd. III, Stuttgart 1976, und einem Buch *Berufsunfähigkeit im Sozialrecht,* Frankfurt 1972, hervorgetreten) sehr begrüßenswert.

Als 1883 das berühmte Bismarck-Lohmannsche Gesetz erlassen wurde, existierten bereits Zwangskassen (ehemalige Handwerkerhilfskassen) und freie Hilfskassen (später Ersatzkassen genannt). Sie wurden in die neue Ordnung, die vor allem die Ortskrankenkassen und Betriebskrankenkassen hervorbrachte, in gewissem Maße eingefügt. Die sozialdemokratische Partei war erst gegen die neuen Gesetze und die Ortskrankenkassen, entdeckte aber im Jahre 1894, daß dank des Selbstverwaltungscharakters der Ortskrankenkassen es hier möglich war, positive Arbeit zu leisten und gleichzeitig Stellen für ihre Genossen zu schaffen, welche sich der politischen Agitation widmeten. Eine Reichsversicherungsordnung von 1907 brachte keine grundlegenden Änderungen. Die Lage des Ärztestandes war um diese Zeit miserabel. Die Kassen als Arbeitgeber nutzten dies natürlich aus. Als Reaktion entstand der Hartmannbund, dessen typisch gewerkschaftliche Kampfmethoden «ebenso rüde wie erfolgreich» waren. 1913 kam es zum Friedensschluß zwischen Kassen und Ärzten aufgrund des von Otto Heinemann (dem Vater von Gustav Heinemann) ausgearbeiteten Berliner Abkommens. Die Kassen hatten sich allmählich zu verschiedenen größeren Verbänden zusammengeschlossen: zuerst 1894 der sogenannte Zentralverband der Ortskrankenkassen (ab 1932 Hauptverband der deutschen Krankenkassen), der unter SPD-Kontrolle stand; ferner der Verband der Betriebskrankenkassen (gegründet 1904); der Gesamtverband (1912 von christlichen Gewerkschaftlern und Genossenschaftlern gegründet) und der Verband der Ersatzkassen (ebenfalls 1912 gegründet).

In der Weimarer Republik wurden weitgehend die Gewerkschaften die Träger der Kassenverwaltungen. Wahlen wurden durch Abmachungen zwischen den verschiedenen Gewerkschaften ersetzt. Das Kassen–Arzt-Problem wurde durch die Notverordnungen von 1924 und 1931 behandelt. Der Autor schiebt hier ein Kapitel über die Ambulatorien der Kassen in der Weimarer Republik ein. Sie entstanden ursprünglich als Gegenmaßnahme der Kassen auf einen Ärztestreik.

Zwischen 1933 und 1945 wurden die Kassen natürlich gleichgeschaltet und nach dem Führerprinzip verwaltet. Eine Gruppe von ehemaligen Zentrumsgeheimräten im Arbeitsministerium erhielt den Kassen ein wenig Selbstverwaltung. Der 1939-Plan des Arbeitsfrontführers Robert Ley, das ganze Gesundheitswesen umzustellen auf Vorbeugung, das Laienelement stärker auszubilden und Gesundheitsstationen (Ambulanzen) aufzubauen, drang nicht durch. Die biographischen Noten zu diesem Kapitel zeigen, daß die Mehrzahl der alten Nazis in der Kassenverwaltung einen ruhigen und angenehmen Lebensabend erleben durften.

Ein letztes Kapitel beschreibt die Reformbestrebungen unter den Besatzungsmächten 1945–49; sie zeitigten aber kein endgültiges Ergebnis vor dem Be-

schluß des Grundgesetzes und dem Übergang der Gesetzgebung über die Selbstverwaltung in der Sozialversicherung an den Bund.

Durch seine zahlreichen gewissenhaften Quellenzitate, durch seine zahlreichen sehr wertvollen biographischen Notizen, auf die ich hier leider gar nicht eingehen konnte, und durch seine Tabellen ist dies Buch besonders wertvoll. Ich teile durchaus nicht in allen Fragen die Auffassungen des Verfassers, der unzweideutig kassenorientiert ist, kann aber trotzdem das Buch wegen seiner echt wissenschaftlichen Haltung warm empfehlen. Erwin H. Ackerknecht

7. Dominique Haefeli-Till, *Der «Liber de oculis» des Constantinus Africanus.* Übersetzung und Kommentar (Zürcher medizingeschichtliche Abhandlungen, Neue Reihe Nr. 121). Juris Verlag, Zürich 1977. 183 S. Fr. 39.–.

Diese unter der Leitung von Prof. H. M. Koelbing verfaßte medizinische Dissertation ist in zweifacher Hinsicht bemerkenswert. Einerseits wird an Hand eines konkreten Beispiels eine Möglichkeit aufgezeigt, auf welche Weise antikes Wissen dem christlichen Abendland überliefert wurde. Andererseits ist die Medizingeschichte um ein weiteres ophthalmologisches Werk in deutscher Übersetzung bereichert worden, für das man um so dankbarer ist, als in der Geschichte der Augenheilkunde noch manche Lücke besteht.

Der *Liber de oculis* ist das Werk des aus der Gegend von Karthago stammenden Arabers Constantinus Africanus, der, zum christlichen Glauben übergetreten und Mönch geworden, im Jahre 1087 im Kloster von Monte Cassino starb. Von seinem Ophthalmologiebuch haben sich mehrere Handschriften und Drucke erhalten, die in der Dissertation (S. 20 f.) aufgeführt werden. Im Jahre 1933 gab der avignonesische Arzt Pierre Pansier den *Liber de oculis* neu heraus. Dominique Haefeli übernahm diesen lateinischen Text als Grundlage zu seiner deutschen Übersetzung, die die Seiten 22–97 der Dissertation umfaßt. Die Übertragung ist flüssig geschrieben, wobei die Verantwortung für die Texttreue gegenüber dem Original dem Übersetzer überlassen bleibt.

Der Augenarzt wird diesen Teil der Arbeit Haefelis mit besonderer Aufmerksamkeit studieren. Er wird mit Interesse vom damaligen Stand seines Faches Kenntnis nehmen. Z. B.: «Die Augen leiden starke Schmerzen ... wegen der Überdehnung der Augenhäute durch die Fülle der Säfte» (S. 83), eine Feststellung, die dem akuten Glaukomanfall entspricht.

Rund zwei Jahrhunderte vor Constantinus Africanus hatte der im 9. Jahrhundert lebende Nestorianer Hunain ibn-Ishāq zwei Werke über die Augen verfaßt, wovon *Das Buch der 10 Abhandlungen vom Auge* im vorliegenden Zusammenhang von Bedeutung ist. In dieser Schrift hat «Hunain die galenische Augen-

heilkunde ... vollständig übernommen» (S. 17). Hunains Werk galt als verschollen, bis Meyerhof in Kairo ein vollständiges Manuskript fand, das er 1928 arabisch und englisch herausgab. In einem weiteren Teil seiner Dissertation (S. 98–126) vergleicht Dominique Haefeli Constantins *Liber de oculis* mit der englischen Version von Hunains Augenbuch, wobei er zum Schluß kommt, «daß Constantin Hunains Werk unter Auslassung einiger vor allem klinisch bedeutsamer Einzelheiten genau folgte. Somit ist der Schluß zulässig, daß sich Constantins Beitrag zur Augenheilkunde auf die Wiedergabe von Hunains Text beschränkt» (S. 182).

Es hat somit in bezug auf Constantins *Liber de oculis* «ein dreifacher Sprachwechsel stattgefunden: zuerst vom Griechischen [Galens Texten] ins Arabische [Hunain], dann ins Lateinische [Constantinus Africanus] und schließlich jetzt ins Deutsche. Durch diese Wechsel – die jeweils auch einem Kulturwechsel entsprechen – hat der Text zweifelsohne inhaltlich – d.h. medizinisch und philosophisch – und sprachlich gelitten» (S. 2).

Der *Liber de oculis* geht somit letztlich auf Galen zurück. Dominique Haefeli stellt daher mit Recht anatomische und physiologische, besonders das Sehen betreffende Ansichten Galens als «Voraussetzungen» (S. 5–16) seiner Übersetzung des Werkes Constantins voran. Besonders sei auf die im Anmerkungsapparat diskutierten, von Constantinus aufgeführten Heilmittel und die drei in Tabellenform gegebenen Anhänge hingewiesen.

Eine etwas augenfälligere Darstellung hätte das Studium dieser gewiß interessanten, nicht ganz druckfehlerfreien Dissertation erleichtert. So ist nicht klar ersichtlich, aus welchen Gründen der bei der Übersetzung bezüglich der Gliederung gebrauchte Ausdruck «Abhandlung oder Teil ...» in der späteren Konfrontation der Texte Constantins und Hunains in «Traktat ...» abgewandelt wird. Auch wäre für den medizinhistorisch weniger bewanderten Leser ein Mehr an biographischen Daten von Nutzen gewesen. Vielleicht könnten bei einer erweiterten späteren Auflage, die dieser ophthalmologisch und medizinhistorisch interessanten Arbeit zu wünschen ist, diese Anregungen verwertet werden.

René Bernoulli

8. Walter Müri, *Griechische Studien. Ausgewählte wort- und sachgeschichtliche Forschungen zur Antike,* hrsg. von Eduard Vischer (Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft, Heft 14), Friedrich Reinhardt Verlag, Basel 1976. 320 S. Broschiert Fr. 48.–.

Der schlichte Titel des Buches bringt den Uneingeweihten gewiß nicht auf den Gedanken, daß vier der neun hier gesammelten Essays die antike Medizin betreffen könnten. Wer freilich Müris hervorragende Textauswahl zum Thema

Der Arzt im Altertum kennt (3. Aufl. 1962, bei Heimeran, München), verwundert sich darüber nicht. Das Register der zitierten Quellenstellen bestätigt, ja verstärkt den Eindruck, den schon die Inhaltsübersicht vermittelt: Thukydides und Platon, und noch stärker die hippokratischen Schriften haben den Forscher Müri besonders beschäftigt.

Dr. phil. Walter Müri (1899–1968) von Schinznach-Dorf im Aargau wirkte 30 Jahre lang als Gymnasiallehrer und -rektor in Bern. Wie etwa meine Basler Lehrer Alfred Hartmann und Georg Peter Landmann gehörte er zu denjenigen Altphilologen, die neben ihrer anspruchsvollen Arbeit an der Schule zeit ihres Lebens wissenschaftlich produktiv geblieben sind. Der vorliegende Band, von Eduard Vischer mit einer biographischen Einleitung versehen, vereinigt die wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten Müris; das vollständige Verzeichnis seiner Schriften und Vorträge (S. 307–312) weist daneben vor allem eine große Zahl von Stellungnahmen zu Bildungsfragen nach.

Müris erste medizinhistorische Studie, und zugleich die umfangreichste, befaßt sich mit «Arzt und Patient bei Hippokrates» (1936). Sie enthält manche Hinweise und Einsichten, die man sonst nirgends findet. So weist Müri zu dem alten «Gebot des Nichteingreifens» (S. 57–63), neben der bekannten Stelle in der Rede «Über die Kunst», sechs weitere Belege knidischer wie koischer Herkunft nach; beim Thema «Verantwortung und Ansehen» (S. 63–71) zeigt er, wie die Rücksicht auf die Erwartungen des Patienten den hippokratischen Arzt veranlassen oder zumindest verlocken konnte, von den strengen Richtlinien der Technê abzuweichen ... Müri betont die Abneigung der Hippokratiker gegenüber der naturphilosophischen Spekulation (S. 71–74). In seinem Aufsatz «Der Maßgedanke bei griechischen Ärzten» (1950) weist er einleuchtend nach, wie in den chirurgischen Schriften über Frakturen und Luxationen die Begriffe der optimalen Mittelstellung bei der Reposition und des richtigen Maßes beim Fixationsverband ganz unmittelbar aus der Beobachtung der natürlichen Verhältnisse und dem Bestreben, diese wiederherzustellen, entspringen – also nicht aus der Philosophie, sondern aus der ärztlichen Praxis kommen.

Wie diese beiden medizingeschichtlichen Arbeiten ergänzen sich auch die zwei andern unter sich, die «Bemerkungen zur hippokratischen Psychologie» (1947) und der große Essay «Melancholie und schwarze Galle» (1953), der Theophrasts Schilderung des melancholischen Temperamentes (in den aristotelischen «Problemen») mit den frühesten Vorstellungen der Melancholie bei Ärzten und Dichtern souverän verbindet. Was Müris Forschung überhaupt auszeichnet, kommt hier besonders schön zur Geltung: behutsames Eingehen auf den originalen Wortlaut der griechischen Texte, vereint mit großem Verständnis für die Sache, um

die es hier geht: der Mensch in Gesundheit und Krankheit, der Mensch in seiner leiblich-seelischen Ganzheit und seiner Individualität, der Mensch als besorgter Patient wie als helfen wollender Arzt – der ebenfalls seine menschlichen Sorgen hat.

Huldrych M. Koelbing

9. Albucasis, *On Surgery and Instruments.* A definitive edition of the Arabic text with English translation and commentary, by M. S. Spink and G. L. Lewis, The Wellcome Institute of the History of Medicine, London 1973. XV + 850 S. £ 20.00; Fr. 91.10.

Es gebe in seiner Heimat – das war das maurische Spanien – keine geschickten Chirurgen mehr; die Kenntnis der chirurgischen Behandlungsmethoden sei in Gefahr, völlig verlorenzugehen; was davon aus den Schriften der alten Griechen noch überliefert sei, das sei durch den Unverstand der Abschreiber und Übersetzer entstellt und verdunkelt. So begründet Abulkasim aus al-Zahra bei Cordoba (gest. 1013) die Notwendigkeit, den 29 Traktaten seines Übersichtswerkes über Medizin und Arzneimittellehre («Kitab al-tasrif») als dreißigsten eine eigene Darstellung der operativen Chirurgie anzufügen. Tatsächlich ist dies das einzige chirurgische Lehrbuch der mittelalterlich-arabischen Medizin; durch Abulkasim wurde die spätantike Chirurgie (vor allem nach Paulus von Aigina) in ihrer arabischen Ausformung dem lateinischen Mittelalter weitergegeben.

Inhaltlich gliedert sich Abulkasims chirurgische Behandlungslehre in die drei Teile («Bücher») Kauterisieren, Schneiden und Einrenken. Der 2. und der 3. Teil enthalten im wesentlichen antike Überlieferung, während die vielen Behandlungs-Indikationen für das Glüheisen (cauterium actuale) und die Ätzmittel (cauterium potentiale) von den Arabern selbst entwickelt wurden. Auch innere Krankheiten und Nervenleiden (Migräne, Epilepsie) suchten sie von Brennstellen der Haut aus zu beeinflussen, ebenso den beginnenden grauen Star. Das 2. Buch, das allerdings neben den Operationen mit Messer, Schere und Nadel auch die Kapitel über Geburtshilfe, Wundbehandlung, Aderlaß und Schröpfen enthält, ist in der vorliegenden Ausgabe etwa dreimal so lang wie jedes der beiden andern. Man findet darin sehr originell beschriebene instrumentelle Eingriffe wie die Entfernung einer Fischgräte oder eines verschluckten Blutegels aus dem Rachen, die Beschneidung, die Blasenspülung mit Hilfe einer Spritze. Einleitend warnt Abulkasim freilich seine «Söhne», die Studenten und jungen Ärzte, zur Vorsicht (S. 166): die Eingriffe mit dem Messer sind wegen der Blutungsgefahr gefährlicher als das Kauterisieren. In zweifelhaften Situationen soll man daher lieber nicht operieren. Sudhoff (*Kurzes Handbuch der Geschichte der Medizin,* Berlin 1922, S. 147) hat die arabischen Chirurgen als «messerscheu» charakterisiert. Hinter

dieser Einstellung steht aber, wie man sieht, das hippokratische Bestreben, auf keinen Fall dem Kranken durch die ärztliche Behandlung zu schaden.

Abulkasims chirurgische Behandlungslehre, dieses für die weitere Entwicklung der Chirurgie bis in die frühe Neuzeit hinein so wichtige Werk, war uns bisher, abgesehen von den verschiedenen lateinischen Ausgaben, einzig in der französischen Übersetzung von Lucien Leclerc (1861) zugänglich. Karl Sudhoff stellte die Abbildungen der Instrumente aus den lateinischen Handschriften zusammen und kommentierte sie (1918). Arabisten mußten sich an die Manuskripte oder einen 1908 gedruckten «poor Arabic text» halten. Die vorliegende Ausgabe bringt nun den bereinigten Originaltext parallel mit einer flüssigen englischen Übersetzung. Der Orientalist Geoffrey L. Lewis hat den arabischen Text aufgrund von sieben Manuskripten kritisch ediert und ihn zusammen mit dem Pathologen Martin S. Spink ins Englische übertragen. Spink hat zudem die Abbildungen der Instrumente aus den beiden Manuskripten der Bodleian Library nachgezeichnet. Sein Kommentar hilft uns, Abulkasims Text medizinisch besser zu verstehen und ihn in die historische Perspektive einzuordnen. Die noch immer einzigartige Atmosphäre Oxfords hat das Gemeinschaftswerk aufs schönste ausreifen lassen.

Huldrych M. Koelbing

10. Jean-Noël Biraben, *Les hommes et la peste en France et dans les pays européens et méditerranéens* (= Civilisations et Sociétés 35/36), 2 Bde., Mouton, Paris/La Haye 1975–1976. 455, 416 S. Broschiert FFs. 195.–; Fr. 99.40.

Das vorliegende Werk des französischen Historikers Biraben stellt eine große Bereicherung der Pestliteratur dar. Knapp, in einfacher und klarer Sprache, immer um Übersicht bemüht, hat Biraben hier eine überwältigende Fülle gut dokumentierten Materials verarbeitet. Diese Knappheit und Mannigfaltigkeit stellt allerdings zeitweise recht hohe Anforderungen an die Aufmerksamkeit des Lesers.

Der erste Band trägt den Untertitel «La peste dans l'histoire» und wird von einem kurzen Kapitel über aktuelle medizinisch-epidemiologische Kenntnisse eingeleitet. In Übereinstimmung mit Henri H. Mollaret und Jacqueline Brossollet vom Institut Pasteur betont Biraben die Rolle der wildlebenden Nagetiere als Erregerspeicher («réservoirs de virus») in Eurasien, Afrika und Amerika. Das zweite Kapitel, ergänzt durch Zeittafeln auf 75 Seiten (Annexe IV), gibt einen Überblick über die Pestzüge vom 6. Jahrhundert n. Chr. («Pest des Justinian») bis 1842. In der Summe der jeweils in drei aufeinanderfolgenden Jahren betroffenen Orte («somme triennale mobile des lieux touchés par la peste») hat Biraben ein verläßliches Maß für das Vorhandensein und die Schwere einer Epidemie gefunden. Eine große Erleichterung für den Leser sind die kartographischen Dar-

stellungen der Ausbreitung der einzelnen Seuchenzüge im frühen Mittelalter (6.–8. Jahrhundert) und andere Karten, zum Beispiel über die Ausdehnung der Judenverfolgungen und der Geißlerzüge 1348/49, während des «Schwarzen Todes». Schon innerhalb dieser größten Epidemie, die die Mittelmeerländer und Europa verheerte, läßt sich ein jahreszeitlicher Rhythmus feststellen: Wenn nicht die direkt von Mensch zu Mensch übertragene Lungenpest um sich greift und es im wesentlichen bei der indirekt (durch Flöhe von Ratten oder Menschen) übertragenen Beulenpest bleibt, flaut die Epidemie im Winter ab (S. 86). Für die folgenden Jahrhunderte zeichnet sich eine Zweiteilung des Gesamtgebietes ab: In der gleichmäßiger besiedelten Nordwestregion, die ungefähr dem christlichen Europa entspricht, wird die Pest dank Isolierungsmaßnahmen bis 1722 zum Verschwinden gebracht; in der viel ungleichmäßiger besiedelten islamischen Südostregion einschließlich der Balkanländer hält sie sich bis 1842. Hier bestand lange die einzige Vorsichtsmaßregel darin, das Betreten verseuchter Orte zu vermeiden. Als aber 1841 die Türken in ihrem ganzen riesigen Reich die in Europa erprobten Maßnahmen durchsetzten, wurden sie innerhalb eines Jahres der Pest Herr. Im dritten Kapitel diskutiert Biraben die möglicherweise epidemiebegünstigenden Faktoren: Immunitätsmangel, Wetter und Klima, Krieg, Hungersnot (diese kann auch Folge der Pest sein). Entscheidende Bedeutung für Kommen und Gehen der großen Seuchenzüge kann man keinem dieser Faktoren zuschreiben.

Ein ungeheures Maß an Archivstudien, eigenen und fremden, steckt in dem großen 4. Kapitel über die Verluste an Menschenleben («Les pertes humaines»). Um für den «Schwarzen Tod» (1346–1352) Mortalität und andere demographische Daten zu gewinnen, verwandte Biraben alle möglichen Quellen: Abrechnungsbücher über Begräbniskosten, Testamente und ein Begräbnis- und Hochzeitsregister, das in Givry (Burgund) von 1334 bis 1357 geführt wurde. Ein solches Register ist für jene Zeit einzigartig. Für das 15. und 16. Jahrhundert stützt Biraben sich vor allem auf italienische Quellen, denn hier wurden schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts Volkszählungen durchgeführt und gewisse Gegebenheiten, die zur Veränderung der Bevölkerungszahl führten, festgehalten. Am Beispiel von Barcelona, wo von 1457 bis 1590 täglich die Todesfälle registriert und die Pesttoten getrennt aufgeführt wurden, konnte Biraben unter Berücksichtigung weiterer Daten die verheerenden Auswirkungen der Pest auf die Bevölkerungszahlen für 306 Jahre überschlagsmäßig berechnen: 28 gesicherte und 5 unsichere Epidemien, die von 1348 bis 1654 auftraten, bewirkten, daß durch die Pest die normale Sterblichkeit um 50 % erhöht wurde. Weitaus am ergiebigsten sind natürlich die Quellen über die Epidemie, die 1720 bis 1722 in Marseille und

der Provence herrschte. Dank den damals schon üblichen Volkszählungen und täglich nachgeführten Sterberegistern ließen sich Morbidität, Mortalität und Letalität berechnen.

Wie die angeführten Beispiele zeigen, sind die Untersuchungen Birabens geographisch keineswegs auf Frankreich beschränkt, und auch die umfangreiche Bibliographie – 228 Seiten des zweiten Bandes – zeichnet sich durch ihre Internationalität aus.

Die zeitgenössischen Vorstellungen (5. Kapitel) und die daraus resultierenden Schutzmaßnahmen (6. Kapitel) füllen die erste Hälfte des zweiten Bandes, «Les hommes face à la peste». Die einzelnen Punkte werden jeder für sich in ihrem chronologischen Ablauf verfolgt. Die Darstellung ist umfassend, übersichtlich gegliedert und mit charakteristischen Quellenzitaten gewürzt.

Auch Biraben hat in den zeitgenössischen Quellen keine Hinweise auf eine Beteiligung der Ratten bei Seuchenausbrüchen gefunden. Er zieht daraus den sicher nicht unerlaubten, aber keineswegs zwingenden Schluß, der Pesterreger sei vorwiegend von Mensch zu Mensch durch Flöhe übertragen worden («Conclusion», I, S. 333–337). Das Erlöschen der Pest in Europa und im Mittelmeerraum erklärt Biraben, wie schon erwähnt, zur Hauptsache mit der Wirksamkeit der Isolierungs- und Sperrmaßnahmen, *sobald diese über weite Territorien hin koordiniert angewandt wurden,* eine Auffassung, mit der wir aufgrund der Schweizer Pestgeschichte einiggehen. Biraben schließt mit dem Hinweis auf die Nebenwirkungen, die uns der Kampf gegen die Pest auf ganz verschiedenen Gebieten brachte: Krankenhauswesen, öffentliche Krankenfürsorge, Städtehygiene, den Anfang einer «coopération sanitaire internationale» – aber auch die Verbreitung des Tabakrauchens.

Für den Historiker und den Epidemiologen ist Birabens Werk eine Fundgrube wichtiger, zum großen Teil sonst nirgends greifbarer Informationen; für den wissenschaftlichen Schriftsteller ist es ein Muster der Darstellung, für jeden an der Sache interessierten Leser eine zuverlässige Geschichte der Pest und ihrer Bekämpfung. Huldrych M. Koelbing und Vera Waldis

11. Arthur L. Donovan, *Philosophical Chemistry in the Scottish Enlightenment. The Doctrines and Discoveries of William Cullen and Joseph Black.* The University Press, Edinburgh 1975. 343 S. $ 17.50; Fr. 44.40.

Dans la préface de ce livre, l'auteur nous fait savoir quelle fut la question initialement posée : comment Joseph Black arriva-t-il à la découverte de l'air fixe (acide carbonique) ? « Une lecture attentive des documents fit bientôt apparaître

que Black avait acquis ses idées fondamentales en chimie durant les années où il fut l'étudiant de William Cullen.» L'auteur se voyait obligé de remonter de l'élève au maître. C'est ainsi que la première partie de l'ouvrage (p. 3–162) est entièrement consacrée à Cullen chimiste. L'auteur nous livre un exposé très complet de la doctrine chimique de Cullen, qu'il reconstitue d'une part d'après les ouvrages imprimés, mais surtout d'après les notes inédites de son cours de 1748–49, qui fut suivi par Joseph Black. Le lecteur apprendra beaucoup dans ces pages (77 à 162) qui nous disent comment Cullen a repris, critiqué, modifié, complété les idées de Stahl, de Boerhaave, et de bien d'autres prédécesseurs. Tout en fixant son attention sur la doctrine et les recherches de Cullen dans le domaine de la chimie, l'auteur met très clairement en évidence les liens qui rattachent ce savant à la philosophie écossaise de son temps. En retraçant la biographie de Cullen, il brosse une excellente image de la vie intellectuelle qui a conféré un si vif éclat aux universités et aux cercles savants de l'Ecosse des Lumières. Les figures de Hutcheson, de Hume, de Maclaurin, de Lord Kames, etc. font partie du tableau. Si les idées et l'enseignement médical de Cullen ne sont pas étudiés en détail, l'auteur compense cette lacune par un bref et substantiel chapitre panoramique sur «la médecine et la philosophie naturelle à Edimbourg» (p. 34–48).

Cullen s'efforça d'introduire en chimie les méthodes d'analyse conceptuelle et de classification, chères aux philosophes écossais. Mais il ne fut pas un véritable novateur. Au jugement de A. L. Donovan, «in attempting to reformulate the received theories of chemistry in terms acceptable to the Scottish theory of knowledge, Cullen took on a task, which could not be completed in a single generation. His conservatism, one aspect of which was his unwillingness to surrender the older materialist explanations of chemical action, can be clearly seen in his decision to include fire and air among the chemical principles» (p. 126).

La seconde partie du livre, étayée sur ces prémisses historiques, est une monographie sur Joseph Black, dont sont retracés les années d'études, les travaux et les découvertes, et enfin la durable influence. D'excellentes notes et une bibliographie substantielle complètent l'ouvrage. Les historiens de la chimie, premiers concernés, salueront les documents originaux que ce livre leur apporte. Les historiens de la médecine ne devront pas le négliger : il les aidera à comprendre le prestige dont l'œuvre médicale de Cullen fut entourée. Jean Starobinski

12. Markus Fierz, *Girolamo Cardano (1501–1576), Arzt, Naturphilosoph, Mathematiker, Astronom und Traumdeuter* (poly 4), Birkhäuser Verlag, Basel und Stuttgart 1977. 140 S. Broschiert Fr. 19.80.

Girolamo Cardano war ein außerordentlich fruchtbarer Autor, dessen *Opera Omnia* rund 10 Foliobände umfassen. Es ist daher sehr verdienstvoll, daß Markus Fierz es unternimmt, auf 140 Seiten den Leser ins geistige Universum Cardanos einzuführen. Fierz tut dies stichprobenartig, indem er neben einer kurzen Lebensbeschreibung zwei ärztliche Consilia (worunter das berühmte, das er dem Erzbischof Hamilton von St. Andrews gab) bespricht, einen Abriß der naturphilosophischen Schriften «De uno», «De natura», «De subtilitate» sowie «De rerum varietate» gibt und Schriften astrologischen Inhalts (Horoskope von Petrarca, Erasmus und Dürer) sowie einige Traumdeutungen aus «Synesiorum somniorum ...» zusammenfaßt. Die mathematischen Werke läßt Fierz absichtlich beiseite. Zahlreiche lange und interessante Zitate lassen den Leser Cardanos eigene Stimme vernehmen. Die flüssige Übersetzung ins Deutsche stammt wohl weitgehend von Fierz, was aber aus dem wissenschaftlichen Apparat nicht eindeutig hervorgeht.

Die Lektüre hinterläßt den Eindruck von Cardano als einem sympathischen Arzt und originellen, vielseitigen, aufgeschlossenen und auch weisen Philosophen. Dem steht das bisherige Urteil der Sekundärliteratur gegenüber, das in Cardano wohl einen großen Mathematiker und Arzt erblickt, ihn indessen für einen oftmals wirren Philosophen und für einen unsteten bis abscheulichen Charakter hält. Auch Fierz betont mehrmals, daß Cardanos Denkweise unsystematisch war, daß er vom Thema abschweifte, Nebenassoziationen zuließ usf. Inwiefern es nun allerdings legitim ist, in diese relative Inkohärenz System zu bringen, ist die Frage, die sich dem Leser stellt, wenn er die zahlreichen Zitate mit Fierz' Systematisierung konfrontiert. Bewundern wir nicht vielleicht statt Cardanos Gedankenwelt die Fierzsche Ordnung, die er dort hineingebracht hat?

Zwar mag es bis zu einem gewissen Grade gestattet sein, Ordnung in ein vergleichsweise ungeordnetes Denken zu bringen. Doch hängt die cardanische Gedankenwelt zudem etwas in der Luft, da Fierz es unterläßt, sie in ihren verschiedenen Fazetten mit ähnlichen zeitgenössischen Leistungen zu vergleichen. Der Stellenwert Cardanos in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bleibt somit etwas schattenhaft. Dafür wird der Leser auch nicht eigentlich durch die Gegenüberstellung zu Galilei entschädigt, der doch zwei Generationen später geboren wurde. Dennoch lohnt sich die Lektüre dieser Monographie, weil sie auf einige bisher weniger beachtete Gedankengänge Cardanos aufmerksam macht.

Antoinette Stettler

13. Roy O. Greep, Marjorie A. Koblinsky, Frederick S. Jaffé (Hrsg.), *Reproduction and Human Welfare: A Challenge to Research.*

A Review of the Reproductive Sciences and Contraceptive Development. The MIT Press, Cambridge/Massachusetts und London/England 1976. 622 S. und Begleitband. $ 16.95; Fr. 43.20.

Unter dem Patronat der Ford-Foundation geben etwa 200 Forscher und Institute in diesem Sammelband einen Überblick über das heutige Wissen um die menschliche Fortpflanzung und über die Möglichkeiten der Kontrazeption. Ein Begleitband enthält 40 Originalarbeiten zu diesem Thema, das in Anbetracht des Bevölkerungswachstums nicht der Aktualität entbehrt. Das höchst umfangreiche Werk gibt komplexe Richtlinien für eine effektvolle Kontrazeption, deren Verwirklichung dann allerdings den Politikern der Entwicklungsländer überlassen bleiben muß. Es gibt Anweisungen für weitere Forschungsaufgaben sowie für deren Finanzierung. Die Kapitel über den weiblichen bzw. den männlichen Fortpflanzungsapparat enthalten auf je ca. 20 Seiten eine detaillierte Aufzählung der wichtigen Entdeckungen aus der Morphologie, Biochemie und Hormonlehre der Fortpflanzungsorgane seit Leeuwenhoek, eine Fundgrube für einen zukünftigen Historiker der Konzepte der Fortpflanzung. Antoinette Stettler

14. *Die Rechtsquellen des Kantons Bern.* Erster Teil: Die Stadtrechte: Das Stadtrecht von Bern. Bd. X: Polizei, behördliche Fürsorge. Bearbeitet von Hermann Rennefahrt †. Verlag Sauerländer, Aarau 1968. XX + 703 S. Broschiert Fr. 85.–.

Neben dem breiten Strom medikohistorischer Literatur begegnet man gelegentlich Publikationen, deren Titel keineswegs auf medizingeschichtlich bedeutsamen Inhalt schließen lassen. Deshalb bleiben sie in Fachkreisen weitgehend unbekannt. Dies dürfte bei dem obenerwähnten, nur in beschränkter Auflage gedruckten, aber noch erhältlichen Werk zutreffen. Darin werden nicht nur die Texte der gesetzlichen Erlasse vom Jahre 1358 bis zum Untergang des Alten Bern 1798 über Ruhe, Ordnung und Sicherheit, über Sitten-, Lebensmittel-, Bau- und Feuerpolizei, sondern auch über die behördliche Fürsorge erfaßt. «Heilkundige Personen» leiten den letztgenannten Hauptabschnitt ein. Von ihrer Tätigkeit in Bern erfährt man seit 1375 durch die ältesten Stadtrechnungen, dann durch die Manuale der Sanitätskommission seit 1709, des Sanitätsrates 1719–1798, durch ein Instruktionsbuch der Jahre 1709–1795 und schließlich durch Manuale und das Archiv der «Chirurgischen Societaet». Die erste dargebotene Vereinbarung mit einem Stadtarzt ist von 1470, mit Meister Dietrich Fabri. Weitere Texte von Bestallungen von Stadtärzten datieren von 1546 und 1575. Es folgen Erlasse über Scherer (1472, 1477), über die Schererbruderschaft (1493), die

Scherer-Handwerksordnung (1500 und 1581), die Schärer-Meisterprüfung (1591), das Bruchschneiderprivileg (1536, 1554), «Blaterarzeten» (1592). Der Wiedergabe zahlreicher Apotheker-Ordnungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert schließen sich ein Scherer- und Bruchschneider-Reglement (1659) sowie weitere Erlasse aus dem 17. Jahrhundert an. Aus dem folgenden Jahrhundert mögen Erwähnung finden der «Eyd des blaterarztes» (1730), der «Eyd des accoucheurs» (1736), Weisungen an Landärzte und -schärer (1765), ein Verbot des Bruchschneidens durch fremde Schärer und Marktschreier (1767), das «Reglement zur bildung guter ärzten, chirurgorum und hebammen zu stadt und land» (1768) sowie der Eid der Stadtärzte von Bern (1770). Weiter sei verwiesen auf die Ordnung betreffend den den Apotheken vorbehaltenen Giftverkauf (1721) und die Verordnung für die «Apotheker zu stadt und land» (1789). Zahlreiche Erlasse gelten den medizinischen Hilfspersonen seit 1475, dem Bader-Handwerk sowie den Hebammen (seit 1540). Breiten Raum nehmen nach kulturhistorischen Vorbemerkungen die zahlreichen Erlasse über die Spitäler ein; sie beginnen 1358 und reichen bis 1796. Zahlreiche Texte beziehen sich auf die Vorsorge und Verhütung von Seuchen bei Mensch und Tier, auf das Verbot der Einfuhr und des Gebrauchs von Tabak und auf die allgemeine Hygiene. Sozialgeschichtlich von Bedeutung sind die vielen Vorschriften über das Armenwesen von 1481 bis 1771 sowie über die Auswanderung von 1657 bis 1782. So werden uns auf 450 Seiten die Texte gesetzlicher Erlasse zum öffentlichen Gesundheitswesen Berns über einen Zeitraum von rund 440 Jahren vermittelt. Zahlreiche Fußnoten und ein Register von weiteren 60 Seiten erhöhen die Brauchbarkeit des Buches. Paul Röthlisberger

15. *Die Hirsebreifahrt der Zürcher nach Straßburg, 1576.* Der Reisebericht des Zürcher Stadtarztes Dr. Georg Keller. Herausgegeben von der Allgemeinen Elsässischen Bankgesellschaft, Filiale Zürich, in Zusammenarbeit mit der Präsidialabteilung der Stadt Zürich, 1976.

Aus Anlaß des 400. Jahrestages der Hirsebreifahrt der Zürcher nach Straßburg und der 50jährigen Geschäftstätigkeit der Elsässischen Bankgesellschaft in Zürich ließ diese die vorliegende Publikation erscheinen. Die darin geschilderte Reise machte auf die Zeitgenossen großen Eindruck und gab Anregung zu zahlreichen dichterischen und künstlerischen Darstellungen, von denen hier nur auf das große Gedicht von Johannes Fischart «Das glückhafte Schiff von Zürich» (1576) und die Illustrationen in der chronikalischen Sammlung des Zürcher Chorherrn J. J. Wick verwiesen sei.

Der vom teilnehmenden Stadtarzt Georg Keller (1533–1603) verfaßte Reisebericht wird durch zahlreiche zeitgenössische Abbildungen ergänzt. Der Text

folgt der Edition von Jakob Baechtold in den «Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich», Bd. XX, 1880. Es sind ihm willkommene Anmerkungen neu beigegeben. Paul Röthlisberger

16. Paul Gasser, *Charles Krafft (1863–1921), ein Pionier der Appendektomie und der Krankenpflege in Europa* (Basler Veröffentlichungen zur Geschichte der Medizin und der Biologie, Fasc. XXX). Schwabe & Co, Basel/Stuttgart 1977. 121 S. Broschiert Fr./DM 24.–.

«Wir wollen den Nachweis versuchen, daß die Behandlung der Perityphlitis zum Gebiete der Chirurgie gehört und daß eine sichere, einen Rückfall ausschließende Heilung nur von einer operativen Behandlung zu erwarten ist.» – «Man wird nie zu früh operieren, und falls man einen gesunden Appendix findet, so bedeutet die kleine Wunde kein großes Unglück.» In diesen Sätzen aus dem Jahre 1888 gipfelt die Dissertation des 25jährigen Charles Krafft, der die Tore zur operativen Therapie der Appendizitis in Europa eröffnet hat und der Forschung auf diesem Gebiet zu neuen Impulsen verhalf.

Obwohl 1735 der englische Militärchirurg Claudius Amyand (gest. 1745) an einem 11jährigen Knaben eine Appendektomie im Rahmen einer Skrotalhernienoperation vorgenommen hatte (Philosophical Transactions 1736) und Ulrich Krönlein 1884 eine gezielte Appendektomie, jedoch ohne Erfolg, durchführte, gelang es erst dem jungen Krafft, den Durchbruch der Appendektomie in Europa zu vollziehen. Wie im historischen Überblick gezeigt wird, lagen zur Zeit der Dissertation von Charles Krafft bereits europäische und amerikanische Arbeiten über die Entwicklung der Appendizitis vor; einige erfolgreiche Appendektomien waren in Amerika sogar schon durchgeführt worden. Krafft bewies aber unabhängig davon und als erster in Europa, daß nur der chirurgische Eingriff eine Heilung ohne Rezidive herbeizuführen vermag. Dieses für die damalige Zeit revolutionäre Vorgehen fand in Europa zunehmende Anerkennung, so daß sein Lehrer César Roux, der ihm das Thema der Dissertation gab, die Appendizitis als Krafftitis bezeichnete.

Das Lebensbild Kraffts, wie es von Gasser überaus lebendig geschildert wird, zeigt deutlich, daß das Werk des Lausanner Chirurgen, der seine medizinische Laufbahn mit einer Pionierarbeit begann, die in Europa seit 1888 zur chirurgischen Behandlung der Appendizitis führte, nicht allein auf die Chirurgie beschränkt ist. Der Aristokrat und christlich gesinnte Krafft war sich als junger Arzt bewußt, daß das Wohl der Kranken, vor allem jener aus sozial benachteiligten Schichten, nicht allein vom Können und Wissen der Ärzte abhing, sondern auch von dem der Krankenpfleger. Er wurde daher auch ein Pionier der Kranken-

pflege des späten 19. Jahrhunderts. Nach dreijährigem Medizinstudium und einjähriger Assistentenzeit unter César Roux und Richard von Volkmann wurde Ch. Krafft 1891 Direktor der Evangelischen Lehranstalt für freie Krankenpflegerinnen «La Source» in Lausanne. «La Source» war weltweit die erste Schule für freie und unabhängige Krankenpflegerinnen; das französische protestantische Ehepaar des Grafen A. de Gasparin hatte sie 1859 gegründet. Durch Krafft, der die Schule ausbaute und während 30 Jahren leitete, gewann «La Source» internationalen Ruf.

Gasser geht nicht nur auf diese zwei wichtigsten Beiträge Kraffts ein, sondern auch auf seine übrige Tätigkeit. 1878 wurde er in die waadtländische Ärztegesellschaft (Société Vaudoise de Médecine) aufgenommen, in der er 1897 Kassier, 1898 Vizepräsident und 1899 Präsident wurde. Er war auch rege tätig in der gesamtschweizerischen Ärztekammer. Das Aufkommen der Krankenversicherungen und die Ausbildung der Sanitätssoldaten lagen Krafft besonders am Herzen. Er kämpfte gegen die Schaffung eines Militärspitals in Bern, da er der Meinung war, daß die bestehenden Kantonsspitäler eine bessere Behandlung der Kranken und Ausbildung der Sanitätssoldaten gewährleisten könnten.

In der sonst ausgezeichneten Biographie kommen die weiteren medizinischen Kenntnisse und Erfahrungen Kraffts, die in zahlreichen Vorträgen und Veröffentlichungen niedergelegt sind, etwas zu kurz. Die gute Bibliographie versucht diese Lücke zu schließen. Die Sprache ist sehr gepflegt und macht das Lesen spannend. Das Buch vermittelt Medizinhistorikern und Chirurgen Einblick in die frühen Jahre der Appendektomie. Der gute Photodruck der Maschinenschrift wurde von den Nachkommen Kraffts ermöglicht. Man ist dafür dankbar, obschon ein schöner Schriftsatz der gehaltvollen, flüssigen Darstellung und dem stets nach Vollkommenheit strebenden Krafft erst ganz entsprochen hätte.

Stephanos Geroulanos

17. *Prim. Dr. Martin Horvat (1910–1972)*, Rovinj 1976. 339 S.

Dieser Sammelband, von der Gemeinde-Versammlung Rovinjs herausgegeben, ist als Denkschrift an den jugoslawischen Orthopäden und Medizinhistoriker Martin Horvat gedacht. Da der größte Teil der Beiträge zweisprachig verfaßt ist – in einer der jugoslawischen Sprachen und italienisch – oder ein englisches Résumé hat, ist das Buch auch einem etwas weiteren Leserkreis zugänglich.

Martin Horvat (in Slowenien geboren) war ein auch im Ausland bekannter Fachmann, besonders auf dem Gebiete der Knochen- und Gelenkstuberkulose und der Rehabilitation, und wirkte mehrere Jahrzehnte in Rovinj an der adriatischen Küste Istriens. Er leitete ein Spezial-Krankenhaus, das 1888 unter Österreich-

Ungarn als Kinderheilstätte gegründet und besonders von Eduard Albert gefördert wurde. Rovinj besaß im 19. Jahrhundert auch eine Forschungsstation für Biologie des Meeres, in der eine Zeitlang Fritz Schaudinn tätig war. Ausgehend vom Studium der Frakturheilung an Knochen aus frühmittelalterlichen Nekropolen, geriet Horvat in den Bann der Medizingeschichte, die er dann begeistert betrieb. Dabei widmete er sich vor allem der Thematik der Entwicklung der Chirurgie in Istrien und im kroatischen Küstenland. Der Sammelband enthält neben mehreren rein orthopädischen Publikationen eine Würdigung der medizinhistorischen Beiträge Horvats aus der Feder N. Korins sowie zwei originale Arbeiten Horvats (mit Mitarbeitern) aus seiner geschichtlichen Forschung.

Zdenko Levental

18. Emmy Klieneberger-Nobel, *Pionierleistungen für die Medizinische Mikrobiologie.* Lebenserinnerungen. Gustav Fischer Verlag, Stuttgart/New York 1977. X + 144 S. Mit 6 Porträts. Kartoniert DM 24.–; Fr. 25.40.

Das Buch beginnt mit der Schilderung der Umgebung der Jugendjahre in Frankfurt am Main. Der Vater Emmy Klienebergers war Weinhändler, solider Geschäftsmann, Liebhaber seines Gartens, die Mutter von ungewöhnlicher Geistigkeit. Die viel älteren Brüder Carl und Otto wurden Ärzte, die Schwester Lehrerin und Gattin eines Lateinlehrers. Emmy selber, geboren 1892, bestand 1911 die Lehrerinnenprüfung, studierte dann in Göttingen und Frankfurt Biologie und Mathematik für das höhere Lehramt und erarbeitete 1915–1917 eine Dissertation über Zellkerne beim Botaniker Martin Möbius (der auch eine Geschichte der Botanik schrieb). 1919–1922 war sie Lehrerin an einer Privatschule in Dresden. Doch die Sehnsucht nach dem Laboratorium brachte sie an das Frankfurter Hygiene-Institut, wo sie elf glückliche Jahre unter dessen Gründer und Chef Max Neisser wirkte. Als sie 1930 den Habilitationsvortrag halten sollte, empfahl ihr der Dermatologe Herxheimer: «Ihnen ist doch nicht bange? Denken Sie nur, Sie stünden vor lauter Kohlköpfen.» Nach dem Anbruch der Hitlerzeit wurden Neisser und sie entlassen. Sie wählte England als Adoptiv-Heimat. John Ledingham stellte sie am Lister-Institut an, wo sie 29 Jahre bis 1962 blieb. Dort gelangen ihr in der zweiten Lebenshälfte grundlegende Entdeckungen. Ausgehend von der Peripneumonie der Rinder, deren Erreger sich von Bakterien unterscheidet, suchte sie planmäßig nach weiteren solchen Formen und entdeckte sie bei der Lungenkrankheit der Ratten, der Rollkrankheit der Mäuse und der Polyarthritis der Ratten. Diese peripneumonieähnlichen Erreger erhielten den Namen Mycoplasmen. Ebenso konnte sie auf ihren besonderen Nährböden seltsame zellwandlose Streptobacillus-Formen züchten, die sie L-Phase nannte. Sowohl über die

L-Phase von Mikroorganismen wie über die Mycoplasmen ist seither ein reiches Schrifttum entstanden.

In Deutschland verschlimmerte sich die Lage der Juden. Der Bruder Carl, Internist in Zittau, verlor sein Arztdiplom und nahm sich das Leben. Otto wanderte nach Südamerika aus, wo er fern von seiner Familie lebte. Die 93jährige Mutter und die Schwester entgingen 1941 der Deportation durch den Freitod. Die Arbeit hielt Emmy Klieneberger aufrecht; sie sorgte für Nichten und Neffen, wurde Ph. D. und D. Sc. 1944 heiratete sie in London einen Flüchtling, den Wiener Kinderarzt Professor Edmund Nobel, der jedoch nach zwei Jahren starb. Zu einem Luftwechsel weilte sie hierauf ein Jahr in Zürich und arbeitete bei Professor Arthur Grumbach über Kapseln und Schleimbildung gewisser Bakterien. Ein Buch über Mycoplasmen und eines über Bakteriologie beschlossen die wissenschaftliche Lebensarbeit.

Ein gutes Vorwort des Bakteriologen Georg Henneberg eröffnet, eine Publikationsliste und ein Namenverzeichnis beschließen die Erinnerungen. Sie sind geschrieben in einfacher, schöner Sprache. Die Erzählung gibt Atmosphäre; wir erfahren, wie man wohnte, was man aß, woran man erkrankte. Der Ausdruck ist offen und ehrlich: «Da ich später in meinem Leben als Bakteriologin mich nicht mehr mit Mathematik befaßte, für die ich in meiner Jugend eine heimliche, aber nicht völlig erwiderte Liebe hegte, so habe ich die ganze Weisheit völlig vergessen.» Lebenserfahrung ist in schlichtester Art eingestreut: «Niemand und nichts kann aus einem Menschen einen guten Lehrer machen, wenn er nicht die Begabung, die Liebe zu seinem Beruf und die nötige Vorstellungskraft sowie das Verständnis für die Kinder in sich hat.» Oder der Ausspruch Neissers: «Wer sich selbst in die Ecke stellt, bleibt in der Ecke stehen.» Menschenbilder sprechen uns an, so das von Martin Möbius, Max Neisser und Hermann Mooser. Mit ihm, dem Bakteriologen in Zürich, verband sie eine Altersfreundschaft. Beziehungen zur Schweiz sind auch sonst zahlreich (Aufenthalte in Hilterfingen, Luzern, Zermatt, Curaglia, Lausanne). Man lernt aus dem Buch ohne Mühe ein Stück Bakteriologie. Über allem aber steht die ruhige, überlegene, abgeklärte Haltung. Ohne Groll wird berichtet, mit gelassener Zuversicht, gerade deshalb um so erschütternder. Immer hat man das Gefühl der Begegnung mit einer ganz bedeutenden Persönlichkeit.

Heinz Balmer